



**Deniz
Ohde
Streu-
licht**

Roman

Suhrkamp

SV

Deniz Ohde Streulicht

Roman

Suhrkamp

Erste Auflage 2020

© Suhrkamp Verlag Berlin 2020

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42963-1

Streulicht

Die Luft verändert sich, wenn man über die Schwelle des Ortes tritt. Eine feine Säure liegt darin, etwas dicker ist sie, als könnte man den Mund öffnen und sie kauen wie Watte. Niemandem hier fällt das mehr auf, und auch mir wird es nach ein paar Stunden wieder vorkommen wie die einzig mögliche Konsistenz, die Luft haben kann. Jede andere wäre eine fremde. Auch mein Gesicht verändert sich am Ortschild, versteinert zu dem Ausdruck, den mein Vater mir beigebracht hat und mit dem er noch immer selbst durch die Straßen geht. Eine ängstliche Teilnahmslosigkeit, die bewirken soll, dass man mich übersieht. Ich übertrete die Schwelle an der Endhaltestelle, wo die Busse eine Schleife fahren und dann vor dem Haupteingang des Friedhofs eine Pause einlegen. Hier verändert sich das Licht, wie gestrichener Ton spannen sich mir die Wangen über den Knochen, und mit jedem Schritt ragt eine der Laternen aus der Dunkelheit. Die Dächer der neben dem Weg zur Großen Eiche aufgereihten Einfamilienhäuser heben sich so scharf vom dahinterliegenden Himmel ab, dass ich sie selbst dann noch sehe, wenn ich für kurze Zeit die Augen schliesse, als hätte ich zu lang in die Sonne gestarrt. Als ich an der Großen Eiche ankomme, ist mein Blick schon zu meinem alten geworden, ich bemühe mich, keinen bestimmten Punkt zu fixieren, obwohl mich niemand dabei sehen kann, sich niemand auf der Straße befindet, dem meine Blicke auffallen könnten, nur hinter einzelnen Fenstern ist noch Licht, und Schattenrisse bewegen sich in den Räumen, stehen von ihren Fernseh-

sesseln auf, um sich bettfertig zu machen oder das Tablett mit dem Abendessen wegzubringen. Es kommt mir vor, als müsste hinter jeder Fassade der Tod lungern, müssten hinter den dunklen Fenstern Krankenbetten mit Dahinsiehenden verborgen sein. Kein Geräusch dringt durch die Straßen bis auf das leise Brummen, das den Ort zu jeder Zeit erfüllt, nachts fällt es besonders auf. Ein weißes Rauschen, das von der anderen Seite des Flusses herrührt und sich schon in meine Ohrmuschel gräbt, weich und rau zugleich, wie ein vertrauter Deckenbezug sich auf der Haut anfühlt. Auch das ist eine Eigenart des Ortes, die mir wie allen anderen hier schon nach wenigen Stunden nicht mehr ungewöhnlich vorkommen wird. Einzig an der letzten Kreuzung vor dem Haus begegnet mir doch jemand, ein Vater mit seiner kleinen Tochter, die an seiner Hand geht und unter einer der Laternen ihren eigenen Schatten entdeckt, er fächert sich um sie herum auf, mit ausgewaschenem Rand. Sie versucht im Spiel auf ihm herumzuspringen. »Stirb, du Schatten!«, ruft sie begeistert, und der Vater lächelt mich stolz an. Ich lächle zurück und erwarte, dass mir dabei die Wangen von den Knochen bröckeln wie ausgedörrte Erde.

Der Schlüssel dreht sich leichtgängig im Schloss der maroden Holztür, sie gibt das gleiche Geräusch von sich wie immer, als würde ich gerade von der Schule nach Hause kommen, Schweiß vom Schulsport zwischen den Schulterblättern, leere Brottüten in den Fächern des Rucksacks, aber es ist dunkel, und ich schalte das Licht im Treppenhaus an. Im ersten Stock stapeln sich Kartons neben der Wohnungstür und Holzkörbe mit Kartoffeln und Zwiebeln. Der Schlüssel steckt hier von außen, dieser dicke Metallschlüssel mit altmodischem Bartprofil. »Mach das Licht zu«, hat

meine Mutter immer gesagt, wenn wir nach Hause kamen, denn die Treppenhausbeleuchtung hat keine Zeitschaltung; »das Licht zumachen«, so hat sie es genannt. Ich öffne die Tür und schließe das Licht. Der Geruch von Zigarettenrauch schlägt mir entgegen. Alles in diesem Haus riecht nach Rauch, nichts entkommt dem wabernden Dampf, der sich durch jede Ritze drückt, die Bettbezüge, die Handtücher und Sofakissen werden regelmäßig durch die Waschmaschine gedreht und mit duftendem Pulver überschüttet, aber sobald sie aus der Maschine gezogen werden, verklebt der Rauch die Fasern. Auch dass mein Vater sich angewöhnt hat, die Küchentür zu schließen, hilft wenig. Ich drücke die Klinke herunter, das Holz des Türrahmens knackt, noch mehr Rauch steht in der Küche, und mein Vater sitzt auf der Bank, dreht mit freudigem Ausdruck der Erwartung den Kopf zu mir, bis er mich sieht, mit dem Rucksack auf den Schultern, der gegen die zurückspringende Tür schlägt, weil sie sich nicht ganz öffnen lässt. Die Lebensmittel, die sich auf der Küchenzeile stapeln, die blaue Plastiktüte mit dem alten Brot, dieser Überfluss an Essen und billigen Möbeln, die niedrigen Decken, das Weiß der Wände, das sich über die Jahre gelb gefärbt hat, die sich stapelnden Fernsehzeitungen, der PVC-Boden vor dem Herd und der Korkboden im Flur, der sich an einigen Stellen löst; all diese Dinge, die ich wiedererkenne. Die fleckige Tischdecke, die zur Hälfte mit Tassen vollgestellt ist, die alte Thermoskanne mit von kaltem Kaffee verkrusteter Öffnung, der Kühlschrankmagnet einer Käsefirma, den mein Vater und ich einmal als Werbegeschenk bekommen haben, als wir auch diesen rosa Reiswein gekauft haben, weil er im Angebot war, und den ich in der Nacht ins Klo gekotzt habe. Die rote Klammer, mit der meine Mutter früher ihr Haar im Nacken zusammengehal-

ten hat, die jetzt in dem Korb mit alten Werbeflyern liegt. Die große Papiertüte an der Türklinke, in der Verpackungsmüll gesammelt wird, bis er überquillt.

»Da bist du!«, sagt mein Vater.

Eine Weile geht es hin und her, ob die Fahrt gut war, ob ich den Weg noch gefunden habe, »sieht noch alles gleich aus, oder, hier hat sich nichts verändert«, sagt er verschmitzt. Ich lege meine Sachen ab, setze mich ebenfalls, bekomme einen Tee. »Hier ist alles beim Alten«, sagt mein Vater nochmal, »außer, dass du jetzt alt genug bist, und deine Freunde heiraten, ist das nicht unglaublich? So geht es los. So geht alles seinen Gang.« Die Stimme meines Vaters klingt seltsam tief und verbraucht, ähnlich der meines Großvaters damals. »Das war aber auch lang in der Mache mit den beiden. Eine richtige Sandkastenliebe. Das gibt es sonst nur im Film. Der Pikka und die Sophia –«, er blickt ins Leere, eine Hand noch am Griff des Wasserkochers, den er gerade wieder auf seinen Fuß gestellt hat. »Ich seh die manchmal im Supermarkt, richtige Erwachsene sind das geworden, die Sophia so fein in ihren weißen Blusen und Röcken, aber fein war sie ja schon immer, schon fast zu fein für ein Kind. Es gibt einfach welche, die kommen als Erwachsene zur Welt. Und Pikka, ich weiß noch, wie der sich früher Sorgen wegen der Grasflecke auf seinen Hosen gemacht hat, weil seine Mutter immer sauer geworden ist, wenn er dreckig heimkam. Immer fast den Tränen nah, der Arme. Ihr habt ja viel Zeit auf der Flusswiese verbracht, und so gehört sich das auch: dass Kinder draußen sind. Das hab ich wenigstens nie gemacht. Geschimpft wegen ein paar Flecken. So fein waren wir nie. Wann geht es denn morgen los?«

»Um zwölf«, sage ich.

»Na ja –«

Dann kommt mein Vater wie immer auf die Bahnverbindungen und den Straßenverkehr auf der A66 zu sprechen, auf das Wetter, das früher anders war, auf das Fernsehprogramm. Am liebsten sind ihm Sendungen, die sich mit der Vergangenheit beschäftigen oder alte Formate neu aufrollen: *Abenteuer 1900*, *Anno 1476*, das Remake von *Winnetou*, die *Chartshow* mit den größten Hits der Siebziger. Die vom Geschichtsverein des Stadtteils mühsam zusammengestellte Chronik über den Ort liegt neben ihm auf dem Küchentisch, auf weißem Kopierpapier gedruckt und in A4 gebunden, mit pixeligen Abzügen von Schwarz-Weiß-Aufnahmen, Frauen in Schürzen, die vor dem Haus stehen. Immer wieder sein *wie es früher war*.

Vierzig Jahre hat er in derselben Firma gearbeitet, auch darauf kommt er immer wieder zu sprechen. Dieser Arbeiterstolz, gemischt mit Trotz und aus Not geborener Arroganz (das Kinn, das er leicht hebt, die Lider, die einige Millimeter sinken, die Schultern, die er dabei nach unten drückt); mein Vater tunkte vierzig Jahre Aluminiumbleche in Laugen, vierzig Stunden in der Woche.

Die Hilflosigkeit bei allem, was darüber hinausgeht.

Er nimmt nicht teil an den Gottesdiensten, er ist in keinem Verein (auch nicht im Männerchor *Fortuna*), er lässt niemanden ins Haus, Besuch, das ist etwas, was er nicht kennt und was er mir verboten hat, als ich noch bei ihm wohnte, Besuch, das waren Fremde, die in unser Versteck eindringen wollten, gegen die man das Haus verteidigen musste, indem man die Eingangstür zweimal abschloss und die kaputten Rollläden nicht reparierte, weil es gut passte, dass sie die Sicht in die Zimmer versperrten. Er geht manchmal runter zum Fluss, sieht sich die Schiffe an und dreht sich weg, wenn ein anderer Spaziergänger in seiner Nähe auf-

taucht. Er grüßt niemanden. Er nimmt immer den gleichen Weg zum Friedhof, geht durch die Nebenstraßen, als tue er es heimlich, geht nicht durch den Haupteingang mit dem steinernen Bogen, sondern durch das grüne Eisentor, das eigentlich für die Gärtner gedacht ist. Im Gegenzug lassen die Leute ihn in Ruhe. Die Frau vom Zeitschriftenladen mit der zwanzig Jahre alten Schaufensterdekoration (von der Sonne ausgebleichene Puppen und im Kreis angeordnete Groschenromane), bei der er die Lokalzeitung kauft, war vom ersten Tag an kurz angebunden ihm gegenüber, obwohl sie mit allen anderen lange Unterhaltungen über die Geschehnisse im Ort führt. Das Geschäft für Satellitenfernsehen hat ihn abgewiesen, als der Kabelanschluss digitalisiert wurde, wegen zu vieler Aufträge angeblich; womit dieser Laden überhaupt noch sein Geld verdiene, hat er gefragt, das Internet legten die Leute sich doch heutzutage selbst ins Haus. Die kleine Metallbaufirma wollte seine Idee für das Grab meiner Mutter nicht umsetzen: ein geschmiedeter Gartenzaun in Miniatur. Er zieht sich jedes Mal die Hosenträger hoch, wenn er an den Kartons und Papierstapeln vorbei die Treppe hochgeht, und früher hat er, wenn er oben angekommen war, zu mir gesagt, die Leute im Ort seien wieder so dümmlich, *mit denen wollen wir nix zu tun haben*, von einem Misstrauen erfüllt, das sich an nichts Bestimmtem festmachen lässt, sondern seine unbewusste Grundhaltung ist, die auch heute aus ihm spricht, wenn er mich fragt, was ich *damit* (meinem Studium) mal *werden* kann; wogegen er früher zu mir gesagt hat, *sieh zu, dass du in Brot kommst*, was wiederum ich nicht verstanden habe und lange nur *zugesehen* habe, während nichts passierte, gar nichts, und im Hintergrund rauchten die Schornsteine des Industrieparks.

Nachdem ich mich am nächsten Nachmittag von ihm verabschiedet habe, trete ich aus dem Haus und gehe die Straße hinunter Richtung Fluss. Der Ort liegt auf einer Anhöhe, um ihn bei Hochwasser vor Überflutung zu schützen. Im Hintergrund ragen die drei Schloten der Müllverbrennungsanlage in den Himmel, ihrer Länge nach abgestuft wie gezinkte Streichhölzer. Schon heute Morgen, als ich das Fenster meines alten Zimmers geöffnet habe und einen tiefen Zug frische Luft nehmen wollte, hat es scharf nach Hausmüll gestunken. Die Gehwege werden an den Rändern des Hügels so schmal, dass sie ihren Zweck nicht mehr erfüllen; rechts die hohe Mauer des Reitstalls, links der Gartenzaun eines Mehrfamilienhauses, über den im Sommer Zierblumen wuchern. Vom Flutschutzwall aus blicke ich auf die breite, schneebedeckte Wiese und die Wackersteine, die das Flussufer säumen. Ein schwer beladenes Frachtschiff fährt vorüber, die Flanken tief im Wasser. Darüber spannt sich die Werksbrücke, längst durch einen hohen Zaun geteilt; auf der Rückseite führen die Bahnschienen der Güterzüge zum Industriepark, dem Ort zugewandt, verlaufen zwei breite Fahrspuren, mit vorschriftmäßigen Markierungen versehen, aber den Autos ist die Zufahrt verboten und durch Poller verstellt. Nur Radfahrer und Fußgänger dürfen sie passieren. Die Bewohner des Orts haben diese seltsame Brücke zum Wahrzeichen erklärt, sie verrichten ihre Sonntagsspaziergänge auf der unbefahrenen Seite und blicken dabei über das Gelände die zehn Meter hinunter ins braungrüne Wasser. Die Brücke

bildet auch die Grenze zum Industriepark, hinter ihr beginnt sein Gebiet, abgesperrt durch Mauern und dreimal größer als der Ort selbst. Zu ihm gehört ein eigener Flussabschnitt, den die Schiffe nur über eine Schleuse erreichen. Die Ufer sind dort nicht mit Wackersteinen, sondern mit rostigen Ladeflächen befestigt. Ein verwinkeltes Straßensystem und ein eigener Buslinienverkehr für die Arbeiter verbinden die Fabriken untereinander, überirdische Röhrensysteme führen Gas und Flüssigkeiten, und Berge von Kohle werden im Sommer durch große Sprinkleranlagen vor Selbstentzündung geschützt. Bei Dunkelheit glüht der Park wie eine riesige gestrandete Untertasse, orangeweißes Streulicht erfüllt den Nachthimmel, gespeist von den Neonröhren, die jedes Stockwerk der Türme ausleuchten, und von den Markierungen der Schornsteinspitzen für den Flugverkehr, obwohl der Luftraum über dem Park gesperrt ist, denn bei einem Absturz droht eine Chemiekatastrophe. Als Dunst entweichen die Nebenprodukte der Reaktionen den Schornsteinen, vom Mond mit silbernen Rändern versehen. Manchmal kristallisiert Salz aus der Chlorherstellung in der Luft und rieselt auf die Dächer; dann bekommen die Bewohner Gutscheine für die Autowäsche. Der Park bläst täglich große Mengen Wasserdampf in den Himmel, der als Industrieschnee wieder zu Boden fällt und den Ort im Winter oft als einzigen in der Region mit einer weißen Schicht überzieht. Wie mit dem Lineal gezogen, verläuft die Schneegrenze um ihn herum, und der Schnee hat eine andere Beschaffenheit, er ist dicker und klebriger, vollgesogen mit Wasser, haftet zäh an den Bäumen, an den Straßenschildern und den Laternen.

Ich gehe vom Hügel aus rechts weiter am Ufer entlang und kehre dem Industriepark den Rücken, es wachsen Brombeerhecken auf der Wiese, unterbrochen von einem al-

ten, von Schlamm umspülten und mit schleimigem Moos bedeckten Bootsanleger und von der Autobahnbrücke, ihren schweren Betonpfeilern. Vereinzelt ragen dünne Bäume auf, und an der Krümmung des Flusses schließt ein Acker mit Obstbäumen an. Hier, wo die Kleingärten beginnen, biege ich in den Feldweg ein, zwischen ihnen das Klärwerk, hinter einem Zaun und ein paar Hecken brummen die Anlagen. Die schmalen Parzellen der Gärten ordnen sich um einen hohen Strommast an; ein Schwarm Krähen zieht daran vorbei. Vor der Silberfarm bleibe ich stehen.

Früher haben Pikka, Sophia und ich uns Gruselgeschichten über den Garten erzählt. Dass nachts Hundegebell ertönt, obwohl keine Hunde zu sehen seien, ein blechernes Bellen wie von einer alten Tonaufnahme oder, wahrscheinlicher, aus einer Geisterwelt. Dass manchmal ein alter Cowboyhut an dem Schild über dem Gartentor hänge, wie nur kurz dort abgelegt, und in den Sträuchern höre man ein Rascheln. Pikka sagte, es könne sich nur um den Geist eines Cowboys handeln, wegen der Farm im Namen.

Als wir älter wurden, vergaßen wir die Silberfarm und alles, was hinter der Autobahnbrücke lag. Niemand verbrachte die Nachmittage mehr hinter der Kläranlage oder unten am Fluss, stattdessen saßen wir in den Wintern in Pikkas Keller, im Shisha-Rauch (synthetische Banane, Erdbeere oder Minze), an der Wand ein Rammstein-Poster, dessen Schrift im Schwarzlicht leuchtete, und aus den Boxen immer wieder der gleiche Song von Black Sabbath: *Iron Man*. Zwei Sofas und zwei Sessel standen um einen niedrigen Tisch herum, auf dem der Bauch der Wasserpfeife blubberte; die Wände waren weiß getüncht, Teppich war ausgelegt, ein Metallregal an der Wand beherbergte die Musikanlage, einen Stapel CDs, einen Vorrat an Knabberboxen

und Würfelspielen sowie die Extrapackungen Pfeifenreini-
ger von Pikkas Vater. Pikka feierte berühmte Partys, zu de-
nen er ausgewählte Freunde aus seiner Stufe und die beiden
Nachbarsjungen einlud, die immer die gleichen abgewetz-
ten Baseball-Caps trugen. Sie bestanden darauf, ihre selbst-
gemachten Rap-Tracks abzuspielen, und als ich die ersten
am Takt vorbeigesprochenen Worte hörte, nahm ich noch
an, es sei eine Parodie, aber sie saßen mit der größten Ernst-
haftigkeit auf einem der Sofas, breit ausgestreckt, jeweils
einen Fuß auf dem Knie abgelegt und die Caps tief ins Ge-
sicht gezogen. Es waren auch diese beiden, die zu den Partys
»den Trichter« mitbrachten und jeden dazu drängten, sich
auf den Boden zu legen, das Ende des Schlauchs zwischen
die Lippen zu klemmen und in großen Schlucken das von
oben in den roten Trichter geschüttete Bier hinunterzuwür-
gen. Ein einziges Mal willigte Sophia ein, nachdem die bei-
den sie wieder und wieder dazu aufgefordert und ihr dabei
für Sekundenbruchteile verstohlen auf das weiße Tanktop
gestarrt hatten, das bläulich leuchtete im Schwarzlicht, aber
Sophia bemerkte es natürlich. Längst hatten sich diese Bli-
cke für uns ins Unendliche verlängert und hafteten an uns
wie eine alte, klebrige Süßigkeit; wir lernten mit ihnen um-
zugehen, drehten uns unauffällig zur Seite, zogen einen
Schal unters Kinn und hielten ihn mit den Fingern zusam-
men wie einen Vorhang, als wäre uns kalt, aber Sophia wil-
ligte ein, den Trichter auszuprobieren, weshalb sich etwas
überzuziehen dieses Mal aus logistischen Gründen nicht in
Frage kam. Sophia wollte dazugehören, und sie konnte es.
Sie schielte zu Pikka hinüber, der über den Glastisch ge-
beugt die letzten fischförmigen Cracker aus der Knabberbox
suchte; als er den Kopf hob, rief sie ihm zu: »Ich mache es
jetzt auch!« »Jawolllll!«, brüllten die Jungs, brachten sich in

Stellung wie Fünfhundertmeterläufer für einen Wettkampf, Sophia legte sich auf den Teppich, zog ihr Top zurecht, und dann ging es los. Sie schaffte drei, vier große Schlucke, bevor der Druck zu groß wurde, der Schlauch ihr aus dem Mund glitt und ein Schwall Bier sich über ihr Gesicht und Dekolleté ergoss.

Ein anerkennendes »Oooh« entfuhr den beiden Jungs, bevor einer von ihnen mit geübtem Griff den Schlauch an sich nahm und die Öffnung mit dem Daumen verschloss. Sophia strahlte über das ganze Gesicht, während sie aufstand. Sie strich sich die nassen Strähnen aus den Augen, schüttelte sich vor Lachen, und Pikka klopfte ihr auf die Schulter: »Für das erste Mal doch nicht schlecht!«, dann drängten sich die Jungs und ein paar Mädchen, die angeekelt auf die Lache Bier am Boden blickten, in mein Sichtfeld; Pikka und Sophia verschwanden und kamen kurz darauf zurück, sie in einem seiner ausgewaschenen Black-Sabbath-T-Shirts, das nasse Top in den Händen.

Das waren die besonderen Abende. Die meisten verbrachten wir nur zu dritt in dem Keller, zu viert, wenn Pikkas Vater dazustieß, weil seine Frau ihm nicht erlaubte, seine Pfeife in der Wohnung zu rauchen, und draußen Schnee lag, was er zum Vorwand nahm, nicht in den Garten zu gehen. In Wirklichkeit wollte er sich zwischen uns setzen und sich aufspielen. Er war der eigentliche Pikka, der Spitzname eine Abwandlung des Familiennamens, der ihm schon in seiner Jugend von seinen Freunden verpasst worden war. Er gab Pikka liebend gern Tipps: dass er vor den Partys eine Dose Thunfisch – in Öl eingelegt, nicht in Wasser – oder über den Abend verteilt Salzstangen essen solle, nur viel Wasser zu trinken, davon hielt er nichts. Das Gemüse, das seine Frau im

Garten anbaute, und die Kräuter, die sie liebevoll über jeden Salat streute, betrachtete er argwöhnisch. Sie musste ihn täglich zwingen, etwas Nahrhaftes zu sich zu nehmen, denn alles, was man gemeinhin für gut oder gesund hielt, hielt er für verweichlicht und unnötig, und wenn sie mal ein paar Tage nicht da war, weil sie mit dem Kirchenchor auf eine Freizeit fuhr, dann ließ er das vorgekochte Essen in der Gefriertruhe liegen und kochte Suppe aus Wasser und Maggi-Gewürz. Er war der eigentliche Pikka, und sobald er zwischen uns auf einem der schwarzen Sofas Platz nahm, sprachen wir unseren Pikka mit seinem Vornamen an. »Na, was gibt es heute«, sagte Pikkas Vater in gespielter Großväterlichkeit, während er die Pfeife aus seinem Etui holte und fachmännisch den Tabak mit einem metallenen Stopfer in den Kopf drückte. »Nichts Besonderes«, sagte Pikka verlegen, und Sophia und ich nippten an unseren fluoreszierenden Gin Tonics. Nichts wies darauf hin, dass er sich seinen Vater zum Vorbild nahm, nur seinem Lebensmodell wollte er von Anfang an nachzueifern. Er hatte schon damals, mit siebzehn, den Plan gefasst, für immer im Ort, für immer auf dem Grundstück zu bleiben, wie es sein Vater getan hatte. Dieser hatte das Haus nie verlassen, hatte seine Frau nach der Hochzeit zu sich geholt, den Anspruch auf das größte Schlafzimmer gestellt und seine Mutter ins Erdgeschoss verbannt, die es akzeptierte, denn ihr Sohn war nun der Mann im Haus, und Pikkas Vater legte den Keller trocken, setzte einen Anbau an die hintere Fassade, mit Parkett und großen Fenstern, damit die Kinder eigene Zimmer hatten (Pikka hatte eine ältere Schwester, die bereits zum Studieren weggezogen und wieder zurückgekommen war und mit ihrem Freund in einem nicht weit entfernten Reihenhaus wohnte). Schon bald war er in der Firma in eine Führungsposition aufgerückt (wie auch schon sein Vater vor

ihm), hatte das Hinterhaus hinzugekauft und den Zaun zwischen den Gärten entfernt. Noch wohnte eine andere Familie darin, aber eines Tages würden sie ihr wegen Eigenbedarf kündigen, und Pikka würde dort einziehen, nachdem er, wie seine Schwester, die Junggesellenstation in der sogenannten »Einsiedlerwohnung« im Dachgeschoss durchlaufen hatte.

»Über Eichenmoos gereift«, bemerkte Pikkas Vater, der sich einen Whisky eingoss, und tippte mit den Fingernägeln gegen die Flasche. Er benetzte die Lippen und hielt das Glas gegen das Schwarzlicht, ein Auge zusammengekniffen, das Getränk schimmerte in einem seltsam dunklen, durchscheinenden Blau. »Ach ja«, schnaufte er und grinste Sophia und mich an, um zu signalisieren, dass er etwas besser wusste als wir. Ich faltete die Hände und schwieg, betrachtete die Dartscheibe, die am anderen Ende des Raums an der Wand hing und von einem warmweißen Deckenspot beleuchtet wurde.

Egal, ob es eine große Party gab oder wir nur zu dritt waren, immer lief Black Sabbath im Hintergrund, immer lief die Best-of-CD im Wechsel mit zwei weiteren Alben in der Anlage, in die man drei CDs auf einmal einlegen konnte und für die Sophia und ich Pikka beneideten. *Has he lost his mind, can he see or is he blind – nobody wants him, he just stares at the world*, sang Ozzy Osbourne an den ruhigen Abenden in der leisesten Lautstärke, als handelte es sich um ein Klavierstück zur Untermalung eines vornehmen Abendessens. Ich dachte an die schwieligen Hände meines Vaters, die Aluminiumplatten in Laugen schoben, nicht unter Schwarzlicht, sondern unter grellem Neonlicht, das es ihm erlaubte, jede Unebenheit auf den Blechen zu erkennen.